

Liebe Schwestern und Brüder!

Da wimmelt es nur so von Kranken heute in den Lesungen. Erst begegnen wir dem leidenden Menschen schlechthin: Ijob. Dann lernen wir die fieberkranke Schwiegermutter des Petrus kennen und schließlich alle Kranken und Besessenen der ganzen Stadt, die bei Jesus Zuflucht und Heilung suchen.

Heute müssen wir über das Kranksein nachdenken. Aber nicht im Sinne von „klagen wir uns gegenseitig unser Leid“. Vielmehr soll es darum gehen, wie man als Christenmensch mit einer Krankheit umgeht. Ob uns unser Glaube hier weiterhilft und ob wir vielleicht sogar Nutzen daraus ziehen können für Leben und Glauben.

Das ist ein heikles Thema. Krankheit macht im Allgemeinen empfindlich und der schwer kranke Mensch reagiert oft zu Recht verärgert und ist verletzt bei vorschneller und halbherziger Vertröstung oder zu einfachen Deutungen wie „Jeder hat sein Päckchen zu tragen!“

Daher sind Sie ein wenig großzügig und nehmen sich das Recht, meine Überlegungen einfach links liegen zu lassen oder zu überhören.

Ich will auch nicht vertrösten, aber ich möchte unseren Glauben daraufhin befragen, wie er uns in einer wirklich schweren Bedrohung des Lebens eine echte Hilfe sein kann.

Jede ernsthafte Krankheit stellt uns viele Fragen. Bin ich daran schuld? Warum trifft es mich? Warum gerade jetzt? Werde ich wieder gesund?

Jede ernsthafte Krankheit kann uns im wahrsten Sinn des Wortes „an den Rand“ bringen – an den Rand unserer Kraft, an den Rand des Lebens.

Gregor der Große nennt Krankheit das „Sichhinziehen des Todes“. Das ist gut gesagt. Wir werden schmerzhaft an unsere Endlichkeit erinnert, an die letzte große Unverschämtheit, die uns das Leben zumutet, nämlich dass nichts bleibt und mit uns ein ganzes Universum an Erfahrungen, Gedanken, Erlebnissen und Beziehungen von der Erde verschwindet.

Und Gott? Er schickt eine Krankheit nicht um uns zu ärgern, zu prüfen oder gar zu bestrafen. Eine Krankheit passiert ganz einfach, könnte man sagen. Aber das, was da passiert, ebenso übrigens wie Gesundheit oder großes Glück, ist Anlass, über das eigene Leben nachzudenken und sich tiefer in Gott festzumachen.

Ist Gott tatsächlich der, auf den ich mein Leben baue und den ich immer nahe bei mir weiß, dann hat doch alles, was mir begegnet, mit meinem Verhältnis zu ihm zu tun.

So wie man eine Krankheit ja nicht ausklammert aus der Verbindung zu einem Menschen, den man liebt, so kann man sie nicht ausklammern aus dem Verhältnis zu Gott. Sie wird Teil meines Gespräches mit ihm, wie wir es bei Ijob gehört haben.

Alle Fragen, die sich mir stellen, gebe ich sozusagen an ihn weiter. Ich quäle mich nicht damit allein, ich quäle auch Gott mit diesen Fragen.

Wir können nicht sagen, warum es gerade uns trifft. Aber als Christen können wir sagen, wozu die Krankheit, das Leid, gut sein können. Was mir geschieht, was mich aufwühlt und umtreibt ist dazu da, ein Teil meines Redens mit Gott zu werden.

Es ist dazu da, um unsere Beziehung zu vertiefen, vielleicht zu erneuern. Vielleicht werde ich zum ersten Mal im Leben „an den Rand gebracht“. Vielleicht war das Leben bisher im Großen und Ganzen erfreulich und Grund zur Dankbarkeit. Und vielleicht bestand mein Verhältnis zu Gott daher aus einer Art freundlichem Interesse.

Ich dachte bisher, er sei mir immer wohlgesonnen und habe auch an mir so etwas wie ein freundliches Interesse. Krankheit kann diese leichtfüßige Beziehung in die Krise treiben. Ich lerne mich besser kennen und entdecke ganz neue Seiten an Gott. Vielleicht die, dass er auch schweigsam und verborgen sein kann.

Und wie jede Krise kann sie die Beziehung vertiefen, auf ein neues Fundament stellen und uns helfen, einander besser kennenzulernen.

Gerade dass Krankheit und Leid uns Menschen so unterschiedliche treffen, zeigt, dass der geheimnisvolle Gott so etwas ist wie eine Person. Er geht eben nicht davon aus, dass alle Menschen gleich und ohne Unterschied vor ihm sind.

Jeder einzelne von uns kann und soll seinen ganz eigenen Weg mit seinem Gott haben. Und auf diesen Weg und in diese höchst individuelle Beziehung gehört auch die Krankheit.

Wozu ist sie da? Wenn wir Gott nicht außen vor lassen, aus der Krise ausklammern, sondern ihn hineinziehen und einfordern, dann kann sie unserer Beziehung auf ganz neue, ganz andere Weise eine höhere Qualität geben, wir lernen ihn besser kennen.

Weil Gott unser Heil will und nicht ewige Gesundheit für alle das letzte Ziel ist, darum heilt Jesus nicht alle Kranken, die es zu seiner Zeit in Israel gab. Er erfindet, wie ein Theologe augenzwinkernd schreibt, nicht einmal das Aspirin.

Er heilt zwar im heutigen Evangelium alle Kranken der Stadt. Aber meistens heilt er nur einzelne, weil er Zeichen setzt, weil er zeigen will, worum es Gott geht: um Gesundheit – ja, auch. Aber er will mehr, nämlich unser Heil. Und Heil bedeutet, niemals, auch im Tod nicht, von seiner Liebe getrennt zu sein.

Wenn es auch kein Warum gibt für die Krankheit, dann kann es doch ein Wozu geben: sie kann unser Verhältnis zu Gott auf die Probe aber auch auf ein festeres Fundament stellen.

Und im sich lebenslänglich „Sichhinziehenden Tod“ kann es einen Trost geben, der keine Vertröstung sein will: der Tod ist für Christen das Vorletzte, nicht das Letzte und Endgültige.

Nach dem ganzen Leid, das Jesus vor dem Haus des Simon und Andreas erlebt hat, geht er in der Frühe, in der Dunkelheit, an einen einsamen Ort um zu beten.

Vielleicht ist es auch in ihm dunkel geworden. Vielleicht hat all das, was er den ganzen Tag lang gesehen, gehört und

berührt hat, ihn selber so berührt, dass er nun leidet und kein Licht mehr sieht.

Und nun sucht er das Gespräch. Er will nicht allein bleiben mit der Dunkelheit.

Das Gebet führt ihn heraus – und zurück auf seinen Weg.